

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

"Vergelt's Gott!"

er Gott seine Seele und wagt schnell entschlossen den gefährlichen Sprung. Sein Leben hängt an einem Faden, aber Gott ist mit dem kühnen Mann, der Sprung gelingt! — —

Da liegen einige lange Stangen, aus denen ein Geländer gefertigt werden soll. Hans ergreift eine derselben und reicht sie seinem Bruder hinab. Der klammert sich mit der letzten Kraft daran und einige Sekunden später steht er auf festem Boden und ist gerettet.

Konrad schaut seinen Bruder groß an, dann brechen Tränen aus seinen Augen und er stammelt nur: „Vergib mir elenden Menschen. Ich habe schwer an dir gesündigt. Es soll anders werden“.

Und es wurde anders. Die Brüder hielten von der Stunde an treu zusammen und halfen einander, wo sie konnten. Konrad ließ ab von seinem lieberlichen Leben, wurde ein rechtschaffener Mann, und Gottes Segen war über seiner Arbeit.

„Vergelt's Gott!“

Novelle von Luise Cammerer.

Sonnenschwüle lastete auf Wald und Fluren. Die ganze Natur dürstete nach Erfrischung. Der Graswuchs am Begrain und an den Hügeln erschien graubraun und strohtrocken. Auf der Landstraße wirbelten die Staubwolken höhenwärts und überschütteten die Baumbestände mit einer dichten, weißgrauen Staubschicht. Korn und Weizen neigten die körnerschweren Lehren bis zur Erde nieder, ihnen brachte die erdrückende Sonnenglut vollends Reife. Der Mohn leuchtete im flammenden Rot und die Blauaugen der Kornblumen, Winden und Kampanillen grüßten freundlich aus der goldenen Aehrenfülle. Kein Vogel laut ertönte. Die buntgefiederte Sängervelt suchte schützendes, schattendes Waldesgrün. Weit und breit herrschte beängstigendes, lähmendes Schweigen.

Ein einziger Wanderer zog des Weges, jung an Jahren, schlank vom Wuchs und sonnengebräunt.

Unter einem weitästigen, vollbehangenen Birnbaum machte er Rast, löste den Rucksack von der Schulter, warf den Wanderstab zur Seite und streckte sich der Länge nach ins dürre, braune Niedgras. Bienen und Schmetterlinge schwirrten über sein dunkles Kraushaar und flogen von Blume zu Blume. Sein Antlitz war gut gebildet. Die Züge erschienen gefällig und seine Kleidung, obwohl abgetragen, war doch adrett. Der schneeweiße Hemdtragen, die Manschetten sowie die saubere Halsbinde waren sicher heute zu Ehren des Sonntags angelegt worden. Den Kopf an den Grenzstein lehrend, der sich am Wege erhob, lauschte er dem Geläute der Kirchenglocken, das in feierlichen Schwingungen über das wellige Hügelgelände dahinzog und seine Lippen bewegten sich zu einer stillen Andacht. Dann nahm er einen zerknitterten Brief aus der Brusttasche hervor, entfaltete ihn und las mit halblauter Stimme:

Mein lieber Sohn Ludwig!

Die Sonne beginnt sich zu neigen, und es will Abend werden! Ich fühle es, daß meine Kraft zur Rüste geht. Und wenn diese versagt, der Körper nach Ruhe verlangt, — der Mensch zu nichts mehr nütze ist, so sollte Gott für immer ein Ende machen. Ich habe nichts mehr zu geben und sobald eine Mutter nichts mehr zu geben hat, nichts mehr zu tun findet, wird ihr Leben zwecklos. Fritz läßt dich bestens grüßen. Er ist ein vielgeplagter, vielbeschäftigter Mann. Das Gehalt ist mäßig, die Familie zahlreich. Storchschnabel nistet nur zu gern im Forsthaus und Anna ist von harter, herrischer Art. Hier und da kommt es mir recht drückend zum Bewußtsein, daß auch ich noch als überzähliger Gast am Tische sitze und den kleinen Plappermäulchen das Brot wegesse. Richard tut wohl manches für mich, indes, er hat sich vornehm verheiratet, muß standesgemäß leben und in erster Linie das Wohlergehen der eigenen Familie berücksichtigen. Auch du trugst redlich dein Scherflein bei, mein Alter zu erleichtern, doch Krankheitstage bringen verdoppelte Ausgaben. Gnadenbrot — hartes Brot! mein Sohn; wiewohl ich seither durch häusliche Gegenleistungen zu verdienen bestrebt war. Wie würde ich mich freuen, dich noch einmal zu sehen, dich noch einmal an meinem Herzen zu halten, bevor es für immer stillesteht. Willst du ein Segenswort von deiner Mutter hören, so komme bald. Sollte es mir jedoch versagt sein, dich auf Erden noch einmal zu umfassen, so habe Dank für alles! Trage Gott vor Augen und im Herzen, sei gesegnet allezeit von
deiner treuen Mutter

Elisabeth Engel.

Ludwig wischte eine Träne fort, die ihm über die gebräunte Wange fiel. Sechs Jahre hatte er die Mutter nicht mehr gesehen. Sechs Jahre war er fern von ihr im Ausland geblieben. Der

Brief zog ihn heimwärts. Die Sehnsucht und die stille Klage, die daraus sprachen, drängte alle anderen Lebenswünsche und Regungen zurück und nur die Sehnsucht nach der Mutter und der Heimat blieb lebendig. Von den Brüdern war er im Groll geschieden und im Groll dacht er an sie zurück. „Gnadenbrot — hartes Brot“ schrieb die Mutter, die Stelle wühlte wie eine schmerzende Wunde in seiner Seele. In den letzten vier Jahren seines Fernseins hatte er reichlich dafür gesorgt, daß sie kein Gnadenbrot zu essen, — nicht als überzähliger Gast am Tische seines Bruders zu sitzen brauchte. Anfangs war es ihm in Holland und Belgien selbst nicht zum Besten ergangen, bis er sich nach der Schweiz gewandt und dort lohnende und dauernde Beschäftigung als Goldschmied und Uhrmacher gefunden hatte. Vorerst hatte er auch hier auf die Wiederaufrichtung seines eigenen Menschen Bedacht nehmen müssen. Doch bald darauf, nachdem er sich auch im Geschäft gut eingeführt, sein Einkommen sich erhöhte, er sich des Wohlwollens, Vertrauens und der Wertschätzung seines Prinzipals erfreute und mit der Oberleitung des Geschäfts betraut worden war, — da hatte er jeden Monat einen ansehnlichen Beitrag zur Verpflegung seiner Mutter heimgeschickt. Der Groll gegen die Brüder verstärkte sich noch. Beide befanden sich in sicheren, guten Lebensstellungen und wohlgeordneten Verhältnissen, beide hatten alle Ursache, mit ihrem Geschick zufrieden zu sein und der Mutter Gutes zu tun. Allein Ludwig las zwischen den Zeilen heraus, daß sie den Sohnespflichten nur ungern nachkamen, daß die Mutter sich verlassen und vereinsamt fühlte, überhaupt im Hause ihres Sohnes lästig sei. Richard, der älteste, sah als Rechtsanwalt in einer rheinischen Stadt, Fritz, der zweite, als fgl. Förster hier in der Nähe, auf einer sehr einträglichen Försterei, die früher sein Vater innegehabt. Das Studium der Brüder hatte die Mittel der Eltern bis auf den Grund erschöpft, und als der Vater nach kurzen Kranksein aus dem Leben schied, war für ihn, den jüngsten, knapp noch so viel übrig, ein besseres Geschäft zu erlernen. Der Besuch einer höheren Lehranstalt war gar nicht mehr in Frage gekommen, obgleich er mit Erfolg die Kunstschule absolviert und seinem Eintritt in das Polytechnikum kein anderes Hindernis entgegenstand als eben nur das geldliche. Von damals her stammte sein Groll gegen die Brüder. Damals hatte er beide, die bereits ihr Studium abgeschlossen, mit Bitten und Vorstellungen bestürmt, ihm doch dazu behilflich zu sein, seinen Lieblingsplan, eine Akademie oder ein Polytechnikum zu besuchen, verwirklichen zu können. Doch beide hatten kurzweg

jede Beihilfe verweigert und ihn auf das Handwerk verwiesen, das noch immer goldenen Boden hätte und weit einträglicher sei wie jedes Studium.

„Goldenen Boden“ hatte es nicht gehabt, aber Brot hatte es ihm gegeben. Die Mutter vermochte er zu unterstützen und dennoch war ihm eine Sparsumme verblieben, die er in Zürich sicher angelegt hatte. Dazu war Ludwig in letzter Zeit das Glück auch noch von anderer Seite hold gewesen. Dem jungen Mann war ganz unerwartet aus einer Kirchenbauotterie ein hübscher Gewinn zugefallen, der es ihm ermöglichte, sich ein einziges Geschäft zu gründen und die Mutter für immer zu sich zu nehmen. Hoffnungsfreudig trat er seine Wanderung wieder an. Die Landstraße führte durch ein großes, sauberes Dorf, dessen stattliche Gehöfte, sowie reicher Obstbau von der Wohlhabenheit seiner Einwohner zeugte. An den Häusern zogen sich Obstpalier in die Höhe und vor allen Fenstern blühten Blumen. Wohin das Auge fiel, streifte es auf Reinlichkeit und Schönheit: him und überall sah man das Bestreben, das eigene Heim gefällig auszuschnüden. In der Mitte des Dorfes lockte ein prächtiger Wirtsgarten zur Raft. Doch Ludwig widerstand der Lockung und die Landstraße verlassend, schlug er einen Seitenweg ein, der zur Kirche und zum Kirchhof führte, von wo aus er den Wald durch einen Fußspad erreichen konnte. Am Kirchhof verlangsamte er den Schritt, küstete den Hut und ging hinein. Hier ruhte sein Vater, ihm galt sein erster Besuch. Der Ort war menschenleer, nur der Totengraber hockte am Wege. Suchend streifte Ludwigs Auge über die schlichten Gräberreihen. Dort drüben, seitwärts an der Mauer, lag das von zwei weitläufigen Edeltannen verschattete Grab seines Vaters. Allein, er mußte sich doch irren, denn das Erdreich war dort frisch aufgeworfen und einzelne Blumenkränze bedeckten rings umher ein frisches Grab. Näher tretend las er die Inschrift auf einer dieser Blumen Spenden. Sein Fuß wurzelte am Boden. Es dachte ihm, als hätte sich plötzlich die Sonne verdunkelt. „Der treuesten, opferwilligsten Mutter „Elisabeth Engel“, gewidmet von ihrem dankbaren Sohn Richard!“ las er mit überströmenden Augen. „Zu spät“ — seine Heimkehr „zu spät!“ Mit einem Jammerlaut sank der junge Mann am Grabe der Mutter auf die Knie.

Die Welt erschien ihm verödet und leer, sein Leben zwecklos. Alle Hoffnungsfreudigkeit war von ihm genommen. Wie lange er so lag, das wußte er nicht. Erst als eine Hand sich auf die Schulter legte, als der Totengraber hinzutrat, erhob er sich.

„Es war eine brave Frau, die Elisabeth Engel,

die wir vor einigen Tagen hier beerdigten und die Erde wird ihr leicht sein“, sagte er freundlich, „Sie haben sie wohl auch gekannt? Gönnten wir ihr die Ruhe. Es ist ihr gerade nicht zu gut ergangen bei der Försterin, ihrer Schwiegertochter, die ein geiziges, herrisches Weib ist und ein scharfes Regiment im Hause führt. Und seitdem Frau Elisabeth krank und bettlägerig wurde, fühlte sie erst recht, daß sie in der Försterei zur Last sei. „Gnadenbrot — bitteres, hartes Brot“ junger Mann!“

Trotz seines wühlenden Schmerzes lachte Ludwig zornig auf. „Gnadenbrot!“ wiederholte er derb. „Alle Monate habe ich der Mutter 30 Franken heimgeschickt, das reichte wohl für ihre einfachen Bedürfnisse und nun, nun ich heimkomme, sie zu mir zu nehmen, finde ich sie tot, tot unter der Erde. Und mein Bruder Fritz, ließ er die Mutter auch das bißchen „Gnadenbrot“ fühlen?“

„Der Förster ist ein braver, rechtlicher Mann, der die Mutter in Ehren hielt, allein er ist tagelang vom Hause fort und die Frau führt das Hauptwort, die ist zum Fürchten. Von dem Geld wird ihre Mutter wenig genug gesehen haben. Ihre Schwägerin könnte sicher den besten Aufschluß darüber geben, wohin das Geld kam?“

„Ferne sei es mir, Unfrieden in die Ehe meines Bruders zu tragen“, sagte er traurig. „Behütet und pflegt mir das Grab der Mutter gut, Frieder, in Kürze sollt ihr von mir hören. Lebt wohl!“ Er ging wie einer, den eine schwere Last bedrückte.

Wohin wenden? Ins Forsthaus unter die Augen der Frau, die seine Mutter finsternen, mißgünstigen Blickes unter ihrem Dache gesehen, die sich für jeden Bißchen Brot bezahlt gemacht und diesen dennoch als Gnadengeschenk empfinden ließ? Nein, tausendmal nein! In ihm gärte und wogte es — und unter dem soeben gehaltenen Eindruck wäre es gewiß zu einem rauhen Familienzerwürfnis gekommen, — das mußte er schon um der Mutter willen zu vermeiden suchen. Wie im Traume wanderte der junge Mann querfeldein, rastlos immerzu, obgleich ihn Hunger und Müdigkeit plagten. Das Schmerzgefühl blieb sein Begleiter. Die Hitze war indes unerträglich geworden. Die Luft erschien von Blutwellen getränkt. Er achtete dessen nicht und schlug den Weg verkürzend, die Richtung nach der nächsten Bahnstation ein, sich immer am Schienengleise forthaltend. Oben am Bahndamm lag ein Bahnwärterhäuschen, zu dem eine Anzahl Stufen hinanführte. Das Häuschen war vom Weinlaub umgrünt, seine mit Geranien und Fuchsen reichgeschmückten Fenster blinkten in der Sonne. Daneben lag ein Stück Kartoffelland,

das in voller lila Blüte stand, dazu einige Beete voll Suppenkräuter und Gemüse, die einen kräftigen Duft weithin verbreiteten und ringsumher weiße und rote Bohnenblüten im regellosen Durcheinander, eine natürliche Einfriedigung um das kleine Gartenland bildend. Wenig, — und doch viel für die, die es mit Liebe und Lust angelegt und weiterpflanzten. Dorthin lenkte Ludwig seine Schritte. Dort oben wollte er vorsprechen, um einen Teller Suppe oder ein Glas gekochte Milch ersuchen, ein wenig ruhen und dann weiterwandern. Unter der halbgeöffneten Tür des Häuschens stand ein junges Mädchen, schmunzelnd und blühendfrisch. Seine blonden Kraushaare schimmerten goldig in der Sonne. Doch auf den weichen rosigen Zügen lag ein Hauch von Sorge und Betrübniß. Verwundert und streng hob sie den Blick, er streifte den wegemüden Wanderer prüfend vom Kopfe bis zu den Füßen, denn Einsamkeit rät zur Vorsicht und Zurückhaltung. Ihr Blick und ihre Züge erhellten sich und freundlich zeigte sie auf eine Ruhebänk, inmitten eines überreich blühenden Holunderbaumes.

„Setzt Euch dorthin und verhaltet Euch ruhig. Eine schwerkranke Frau und ein junges, neugeborenes Leben liegt im Haus. Mein Schwager ist nach dem Arzte fort und ich bin allein. Fleisch ist nicht vorhanden. Genügt Euch eine warme Suppe oder Milch und Brot, das könnt Ihr haben.“

Ludwig zog den Hut. „Ein Teller Suppe würde mir gut tun. Ich bin mehr müde wie hungrig und denke hier eine kurze Weile ruhen zu dürfen. An Geld fehlt's mir nicht, gern zahle ich, was Eure Gastfreundschaft mir bietet!“

Sie lächelte. „Ich tu's um ein Vergelt's Gott“; andere Bezahlung nehme ich nicht. Wandergefellen haben zumeist leere Taschen, — ist die Eure gefüllt, so spart für schlechte Zeiten!“

Das schöne Mädchen verschwand im Hause, während Ludwig unter dem Holunderbaum Platz nahm. Ein süßlich schwerer Duft entströmte den weißgelben Blütentrauben, die schon zum Fruchtansatz neigten. Am Dache gurrten die Tauben. Aus der Brunnenröhre plätscherte das Wasser in den Steintrog, alles in allem sich zu einem Gesamtbild des Friedens vereinigend, der außerhalb der Welt liegt. Und doch fehlte dem Jodl der Schatten nicht. Drinnen in den verdunkelten Räumen lauerte der Tod und reckte seine Hand aus nach einem jungen Leben, das sich mit aller Gewalt sträubte gegen den grausigen Gast. Geräuschlos kam das Mädchen nach kurzer Zeit mit einer Schüssel voll dampfender Suppe zurück und stellte diese, dazu ein Stück Schwarzbrot vor den jungen Mann hin. „Segne's Gott die Gabe“, sagte sie in der

dort üblichen, ländlichen Weise. „Mir ist ein Stein vom Herzen genommen. Das Fieber ließ nach. Die Kranke schläft ruhig, atmet friedlich. Ich glaube sie befindet sich wohler. Und ihm ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Frau erklärend, fuhr sie jetzt — nachdem sie sein Aeußeres nochmals eingehend gewürdigt, von seiner Ehrenhaftigkeit überzeugt schien — zutraulich und gesprächig fort: „Die Hausfrau hier ist meine einzige Schwester, eine noch junge Frau, erst sechs Jahre verheiratet. Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen, beglücken das Familienleben, und gestern ist noch ein drittes Menschenkindlein, ein gesunder, pausbachtiger Knabe bei uns eingezogen.“ Eine Weile schwieg sie und freute sich über des Gastes rege Eßlust; dann nahm sie, mitteilbarer werdend, ihre Rede wieder auf. „Wir sind von gutem Herkommen, Schmiedemeisterstöchter aus dem nächsten Ort. Wir besitzen auch ein hübsches Vermögen. Die Anna hätte wohl besser heiraten können! Da gab es viel Stürme in der Familie, bevor der Vater die Heirat mit einem Bahnwärter zuließ. Doch die beiden hatten einander lieb, sie wollten einander nicht lassen, da gab der Vater endlich nach und sagte „Ja“. Ihre Augen leuchteten froh. „Sich einander lieb haben, das ist wohl das schönste und beste Geschenk, das Gott zwei Menschen auf Erden gab. Ich sehe es täglich mehr und mehr ein. Leid und Freud erträgt sich leichter. Es sind glückliche, glückliche Menschen, die da drinnen unter niederem Dache wohnen. Späterhin wird mein Schwager wohl auch vorwärts kommen und eine einträgliche Stellung finden, doch wer könnte sagen, ob dann noch das Glück mit ihnen zöge? Schmeckt Euch die Suppe? So eßt nach Herzenslust! Eßt auf! Der Schwager kam am Abend frische Eier nehmen.“ Gefällig schöpfte sie ihm noch den Rest der Suppe auf den Teller.

„Seid Ihr weit gereist und welches Handwerk betreibt Ihr?“ Fragend blickte sie in sein hübsches, trauriges Angesicht. Die warme, herzliche Frage brachte ihm die Erinnerung. Groll und Kummer lösten sich in einen jäh hervorbrechenden Tränenquell auf, den ihm wohl die schlichte Schilderung des schlichten Menschenglücks erpreßte.

Beängstigt von dem unerwarteten Gefühlsausbruch erhob sich das junge Mädchen und sagte verschüchterten Tones: „Verzeiht! Meine Neugierde war unziemlich, sie hat Euch wehgetan. Nun werdet Ihr gering von mir denken, — Ihr werdet denken, ich wollte mich für die Gabe bezahlt machen, meine Neugierde befriedigen. Nein deshalb frage ich gewiß nicht! Ihr seht aus wie besserer Leute Kind, da tat es mir leid, daß Ihr

beschäftigungslos seid, und auf der Landstraße wandert.“

„Auch in meinem Elternhause stand gute Sitte und Zucht obenan, und ich zähle nicht zur Sorte der Wanderburschen, die die Landstraße unsicher macht!“ erwiderte Ludwig bewegt. „Sechs Jahre sah ich die Heimat und die Mutter nicht und nun ich heimkam, sie in meine Arme zu nehmen, sie zu hegen und zu pflegen, deckt ihr liebes, gütevolles Angesicht die Erde, fand ich ein frisches Grab! Da schüttelte ich den Staub von meinen Füßen und wanderte geradewegs weiter. Wohin ich komme, weiß es nicht! Ich habe niemand, der mir nahesteht, niemand, der Anteil an mir und meinem Geschick nimmt.“

Seine müde Hoffnungslosigkeit rührte ihr Herz.

„Gott ist mit Euch allezeit, er ist der treueste Begleiter und das Mutterauge wird auch von droben über Euch wohnen“, suchte sie liebevoll zu trösten. Und auf ihre Taschenuhr blickend, fügte sie beunruhigt hinzu: „Wo nur die Kinder, das Lenni und der Frißi, so lange bleiben? Sie gaben dem Vater das Geleit und müßten längst zurück sein. Ich darf die Schwester und das Kind nicht verlassen, trage Sorge, die Zwillinge möchten vom Wege abgekommen sein. Führt ein Zufall sie auf Euren Weg, so bitte schickt sie heimwärts!“

Als der junge Mann ein Geldstück aus der Börse nahm, zog sie die Stirne kraus. „Laßt das das beiseite. Ich gab das Wenige, um ein „Vergelt's Gott!“ Eine Gabe zahlt man nicht! Gott mit Euch und findet Ihr Gelegenheit, jemand gefällig zu sein, tut's um ein „Vergelt's Gott!“ Lebt wohl!“ Sie ging ins Haus.

Gekräftigt und ausgeruht schritt Ludwig Engel jetzt rüstig vorwärts, der nächsten Bahnstation zu. Die Zwillinge, deren Aeußeres die jugendliche Tante ihm noch näher bezeichnete, sah er nirgends, so angelegentlich er auch noch nach den Kleinen ausschaute. So verließ er dann die stauberfüllte Landstraße und wandte sich dem kühlen, schattenspendenden Walde zu, der an der Bahnstrecke fortlief. Dort setzte er sich auf einen abgehholzten Baumstamm nieder, zog sein Wanderbuch hervor, notierte die Nummer des gastfreundlichen Bahnwärterhäuschens und schrieb den Lieblingspruch seiner lieben Mutter dazu, der lautete: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb!“ Allmählich lichtete sich der Wald, er kam auf weite Rasenflächen hinaus, die von großblättrigen Sternblumen übersät, einem weißen Blütenmeer glichen. Die Gluthitze hatte inzwischen nachgelassen, der strahlendblaue Himmel sich verdunkelt. Grauschwarz ballten

sich die Wolken am südlichen Horizont, und ein unheimliches Säusen ging durch die Lüfte, — ein unruhiges Rauschen durch die Bäume. Von ferne schrillte das Glockensignal eines abfahrenden Zuges und schon trat das zunächstliegende Stationsgebäude aus dem Schatten umstehender Bäume hervor. Ratlos, unschlüssig blieb der junge Mann am Wege stehen. Wieder kam ihm das quälende Gefühl der Verwaisung so recht schmerzlich zum Bewußtsein. Wohin sich wenden? Ziellos, planlos ins Blaue hinein? Ein schönes Stück Welt lag hinter ihm. In seinem Gewerbe hatte er sich vervollkommenet, tüchtige Kenntnisse gesammelt, nun wünschte er sich festhaft zu machen, sie im eigenen Geschäft zu verwerten. Das Näherkommen des schnaubenden, pustenden Dampfkolosses entriß ihn aus der quälenden Gedankenverwirrenheit. Zufällig richtete er den Blick höhenwärts. Seine Augen erweiterten sich schreckhaft im starren Entsetzen. Der Atem versagte ihm und das Blut rann eiskalt durch seine Glieder.

Oben am Hange über dem Bahngleise, aus dem ganze Büschel rotleuchtender Mohn wildwuchernd hervortrieben, jagten zwei Kinder im haschenden Spiel hin und wider. Zwei gleichaltrige, blonde Krausköpfe, die Hände mit Mohnblumen gefüllt — die leuchtende Schönheit derselben hatte sie wohl beide angelockt — eilten sie der grauenvollen Gefahr, die ihr junges, schuldloses Dasein bedrohte, unbewußt entgegen. Schon bebte der Boden unter Ludwigs Füßen, schon kam das totbringende Ungeheim näher. Da gab es kein Besinnen, — da hieß es: Leben oder Tod! Mit einem Sprung stürzte er über die Böschung hinweg. Mit einer blitzschnellen Bewegung schleuderte er den erschreckt taumelnden Knaben den Dammbahn hinab und riß das verängstigte Mädchen zu sich heran. Da brauste der Zug vorüber! Er fühlte noch einen wütenden Schmerz, als ob ein Glied seines

Körpers gewaltsam abgetrennt worden wäre, dann fiel auch er, sich überstürzend, den Bahndamm hinab, dort bewußtlos liegenbleibend. Gefahr und Rettung hatte sich auf Sekunden zusammengedrängt.

Von Station zu Station läutete das Telephon. Der Zugführer, auch einzelne der Passagiere hatten das mutvolle Wagnis beobachtet und trugen Sorge, daß sofortige Hilfe an Ort und Stelle kam. Als Ludwig aus seiner totenähnlichen Ohnmacht erwachte, fiel sein dämmender Blick auf ein junges bleiches Mädchenantlitz, dessen kindlich reine Züge Sorge und Gram entstellten, er fühlte warme Tränen auf seinen Wangen. Wie ein verklärendes Leuchten flog es über sein Angesicht und leise, kaum hörbar flüsterte er ihr zu: „Ich tat's für Euch, um ein „Vergelt's Gott“, dann schwanden ihm die Sinne abermals.

Im Frühlingsblühen des nächsten Jahres war's, da fand im altersgrauen Dorfkirchlein, zu dessen Kirchengpöngel auch das Bahnwärterhäuschen Nr. 56 gehörte, eine stille Trauung statt. Der Bräutigam, ein gar stattlicher, hübscher Mann mit ernstesten Augen und ernstesten Zügen, trägt einen künstlichen Fuß, und seine Brust schmückt eine Rettungsmedaille, die ihm der Landesherr verliehen. Und als er seine junge, bildhübsche Braut vom Altar wegführte, da sagte er, sich zu ihr herrabbeugend, eindringlichen Tones: „Aus opferwilliger Liebe folgest du mir zum Altar, Gertrud, doch auch dafür sage ich dir aus voller Seele „Vergelt's Gott!“

Hellen Auges, strahlenden Lächelns zu ihm aufblickend erwidert sie innig: „Leben um Leben, Liebe um Liebe! Mein ganzes Dasein soll dir ein Beweis meiner Liebe sein. Und nun komm, Ludwig, laß uns am Grabe deiner Mutter um ihren Segen bitten.“

Hand in Hand schritten sie ins Frühlingsblühen, in ein neues, frohes Leben hinein.

Sieben Gebote, um das Augenlid bis in das hohe Alter zu bewahren.

1. Wenn die Augen beim Arbeiten irgendwie wehe tun, oder wenn es fleckig vor ihnen schimmert, oder das Sehen undeutlich wird, dann lasse sie rasten und von der Arbeit wegsehen. Nach vollkommener Ruhe für einen Augenblick oder länger magst du die Arbeit wieder aufnehmen, mußt aber, sobald die Augen abermals ermüdet sind, innehalten.

2. Achte darauf, daß das Licht genügend sei und gehörig auf deine Arbeit falle, am besten von oben oder von der linken Seite.

3. Wenn du schwache Augen hast, so lies niemals im Pferdebahn- oder Eisenbahnwagen.

4. Lies niemals liegend. Schwachsichtigkeit ist nicht selten auf die verderbliche Gewohnheit des Lesens im Bette zurückgeführt worden.

5. Lies nicht viel während des Genesens von einer Krankheit.

6. Die allgemeine Gesundheit sollte durch gute Kost, genügenden Schlaf, frische Luft, Körperbewegung, gesundes Vergnügen und eine schickliche Beschränkung der Stunden harter Arbeit aufrecht erhalten werden.

7. Nimm dir gehörige Zeit zum Schlafen. Wer viel zu lesen hat, bedarf in besonderem Maße eines nicht zu kurzen Schlafes.